

Michael B. Buchholz

## Neue Verbindungen

### *Psychoanalytische Ein- und Aussichten*

Über lange Jahre hinweg wurde, was ein Patient in einer Psychoanalyse mitteilte, als „Material“ bezeichnet; das, was der Analytiker sagte, hieß „Deutung“. Solange diese Unterscheidung operierte, gab es etwas, das als „klassische Analyse“ im Rückblick bezeichnet werden konnte. Folgt man den Veröffentlichungen der letzten Jahre, ist dieses „Lieferantenmodell“ außer Kraft gesetzt. Das Modell stiftete Einheit, aber die Konkurrenz auf den neuen therapeutischen Märkten hatte zur Folge, daß das Modell selbst beobachtet wurde. Mit dem Beginn der 80er Jahre verlor die Psychoanalyse ihren Alleinvertretungsanspruch im Diskurs, von welcher Höhe aus sie alle menschlichen Tiefen zu überblicken meinte. Wer auch immer damals sozialwissenschaftliche Projekte machte, meldete Reflexionsbedarf bei psychoanalytischer Supervision als Begleitung an. Psychoanalytikern im Fernsehen oder Feuilleton wurden ihre Wahrheiten umstandslos gläubig von den Lippen gelesen. Lange schon aber wird der psychoanalytische Gott beobachtet, von wissenschaftlichen und therapeutischen Nachbarn und sogar von Krimi-Autoren. Die Konkurrenz bekommt der Psychoanalyse gut, auch hält sie sich nicht schlecht. Der Gott ist entthront, aber nicht düpiert. Beobachtet-Werden vermenschlicht.

### *Ein neues Bild von dem, was Analytiker tun*

Deshalb hat sich unspektakulär in der Psychoanalyse in den letzten Jahren eine Entwicklung hin zum Paradigma der Interaktion vollzogen. Manche sprechen in Habermas'scher Diktion von Intersubjektivität, andere in Sullivans Tradition von relationalen, dritte sozialwissenschaftlich von interaktionstheoretischen Ansätzen. Interessante Aussichten für die Gegenwart der Psychoanalyse; umstandslose Verbindungen zu anderen Wissenschaften, neue Anschlüsse ergeben sich. Dies ist reizvoll, weil die Wendung zur Interaktion die Psychoanalyse auch mit der Psychotherapieforschung, soweit sie sich nicht nur mit dem „outcome“, sondern mit dem therapeutischen Prozeß befasst, verbindet. Das Bild der Psychoanalyse verändert sich bemerkenswert; die Forschung macht den Schritt vom Zählen zum Erzählen, sie öffnet die Einsicht in das, was Therapeuten tun und wird inhaltlicher. Analysiert wird nicht mehr nur der Patient, sondern der Blick auf die Interaktion schließt den

Analytiker, die Analytikerin ein. Das ist teils unangenehm, weil ungünstige Ergebnisse nun in Verbindung mit dem Therapeuten und seinem Können oder Nicht-Können gebracht werden, was eine interessierte Öffentlichkeit dann spektakulär ausbeutet; jedes Jahr im Sommerloch füllen sich die Spalten der Gazetten mit vermeintlich neuen Widerlegungen der Psychoanalyse. Das Spektakuläre verbirgt freilich, daß mit der Einschließung der therapeutischen Interaktion auch ganz neue Chancen entstehen und sondiert werden.

Unter dem Titel der Objektbeziehung ist die Interaktion immer schon Objekt sensibler Aufmerksamkeit gewesen. Freilich noch immer individualistisch, denn die Objektbeziehung galt nur, sofern sie Projektion der verinnerlichten Beziehungsmuster war; der interaktive Beitrag des Analytikers konnte mit diesem Konzept locker ignoriert bleiben. Diese Ignoranz wird unhaltbar und damit werden jene rehabilitiert, die auch früher schon darauf hinwiesen, daß die analytische Beziehung auch insofern gegenseitig ist, als auch Patienten ihren Therapeuten deuten (wenn auch versteckt und in kunstvollen Anspielungen<sup>1</sup>), oder ihn gar zu „heilen“ versuchen (von dem „verrückten“ Wunsch, andere Menschen heilen zu wollen). Wendung zur Interaktion ist immer auch Anerkennung von *Gegenseitigkeit* - selbst mit dem noch so sehr gestörten Patienten; insofern stellt aufmerksame Beachtung der Interaktion einen nicht zu unterschätzenden kurativen Faktor dar. „Gegenseitigkeit“ ist so gesehen das konzeptuelle und menschliche Antidot gegen therapeutischen Hochmut, normativen Dünkel und Bescheidwissen, Unaufdringlichkeit bleibt Kern der analytischen Haltung. Hier entstehen unspektakulär ganz neue Fähigkeiten des Tragens und Ertragens, der Toleranz für Zumutungen bei gleichzeitiger Ermutigung zur Selbstexploration in Gegenwart des Therapeuten, ein feiner Sinn für die Schwierigkeiten, die entstehen, wenn der Therapeut sich und seine (vermeintliche) Überlegenheit aufdrängen wollte. In der öffentlichen Darstellung freilich kommt die Psychoanalyse dann nicht gut weg, weil diese stillen und heilsamen Leistungen sich in Medien nicht gut verkaufen und in Leistungskatalogen von Krankenkassen nicht gut abrechnen lassen. Doch gibt es Balsam. Eine international große Aufmerksamkeit findende empirische Studie mit sorgfältiger statistischer Begleitung hat zeigen können, daß gerade die Langzeiteffekte der psychoanalytischen Behandlung stabiler sind und Patienten befähigen, sich in neu auftauchenden Lebenskrisen ohne erneute Inanspruchnahme therapeutischer Hilfen hilfreich selbst weiter zu helfen. Die Erfolge wirken sich auch gesundheitsökonomisch, nämlich kostensenkend in verminderten

---

<sup>1</sup> Titel von Veröffentlichungen sagen es deutlich, siehe z.B. Casement P (1989) Vom Patienten lernen. Klett-Cotta, Stuttgart; Searles HF (1958) „Die Empfänglichkeit des Schizophrenen für unbewußte Prozesse im Psychotherapeuten“. Psyche 12: 321-343; Searles HF (1987) „My Work With Borderline Patients“. Jason Aronson, London

Arztbesuchen, reduziertem Arzneimittelkonsum und weniger Krankheitstagen aus – Psychoanalyse reduziert direkte und indirekte Gesundheitskosten. Der alte Befund, der 1967 zur Aufnahme der Psychoanalyse in den Leistungskatalog der Krankenkassen geführt hatte, ist damit sehr gut bestätigt worden<sup>2</sup>.

Mit der Wendung zur Interaktion steht die Psychoanalyse nicht allein. Sie findet flankierende Bestätigung darin nicht nur bei den Säuglingsforschern, für die es ja - mit den Worten eines berühmten Psychoanalytikers, D.W. Winnicott – schon lange feststeht, daß es kein Baby ohne Mutter, also Interaktion mit einer haltenden Umwelt, geben kann. Auch die sozialwissenschaftliche Professionstheorie wandte sich der mikroanalytischen Beobachtung jener Interaktionen zu, mit deren Hilfe Professionelle verschiedenster Grundberufe (Lehrer, Ärzte, Manager, Krankenschwestern u.a.) ihre Arbeit tun. Auch hier geht die Wendung zur Interaktion mit Verzicht auf großtheoretische Para-Dogmen, also mit einer gewissen Demut einher. Die neue Forschungsausrichtung möchte wissen, was geschieht ohne vorzuschreiben, was geschehen sollte. Die akademische Entwicklungspsychologie begreift kognitive Fähigkeiten, etwa zu lernen, wie Geschichten erzählt werden, neuerdings als Ko-Operationen und kann in den Details der Interaktion zeigen, wie Mütter die unvollständigen Stammeleien ihrer Kinder immer wieder vervollständigen – bis sie es selbst können. Und selbst dann muß, will man etwas erzählen, der Andere als Zuhörer immer erst positioniert und organisiert werden, man muß gewissermaßen anfragen, ob jetzt der richtige Zeitpunkt gekommen ist, eine Geschichte, einen Witz oder etwas Klatsch zu erzählen. Sogar in der Evolutionstheorie findet Interaktion mit Umwelt neue Aufmerksamkeit<sup>3</sup>.

Mit der Verbindung zu Säuglingsforschung, sozialwissenschaftlicher<sup>4</sup> Professionstheorie oder Entwicklungspsychologie gewinnt die Psychoanalyse eine neue Plattform in der Ausarbeitung des interaktiven Geschehens auch im Behandlungszimmer. Immer wieder als veraltet belächelt, gewinnt sie so Gegenwart und Zeitgenossenschaft. Während manche ihre Zukunft in der Medizin sehen, scheint es eher so, daß die einzigen, die den Schritt über den Individualismus hinaus zu einer sozialen und interaktiven Orientierung noch nicht gemacht haben, die Neurophysiologen und Neurobiologen sind. Sie scheinen nach wie vor in der

---

<sup>2</sup> Marianne Leuzinger-Bohleber, Ulrich Stuhr, Bernhard Rüger und Manfred E. Beutel (2001): „Langzeitwirkungen von Psychoanalysen und Psychotherapien – eine multiperspektivische, repräsentative Katamnesestudie“. *Psyche* 55, März-Heft, 193-276

<sup>3</sup> Merlin Donald (1991): „Origins of the modern mind – Three Stages in Evolution of Culture and Cognition“. Harvard University Press, Cambridge/London

<sup>4</sup> Indiz für die Verbindung zu den Sozialwissenschaften ist „Psychotherapie und Sozialwissenschaft – Zeitschrift für qualitative Forschung“, die von Psychoanalytikern, Sozial- und Literaturwissenschaftlern gemeinsam herausgegeben wird sowie zahllose andere Buchveröffentlichungen

Richtung zu denken, daß medikamentöse Reparatur fehlverschalteter Abläufe im Gehirn, bei Neurotransmittern und Neuromodulatoren, auch Symptome und Störungen beseitige. Nicht alle Erfolge halten jedoch Überprüfungen stand; gegen die großen Ankündigungen, was mit dieser Denkrichtung alles zu erreichen sei, ist von Popper als „Schuldscheinmaterialismus“ polemisiert worden. Längst ist bekannt, daß die umgekehrte Denkrichtung einzuschlagen gute Bestätigung findet. Gekonnte therapeutische Interaktion z.B. mit depressiven Menschen, kann auf Psychopharmaka verzichten und dennoch lassen sich Veränderungen, etwa im Stoffwechsel des synaptischen Spalts beobachten<sup>5</sup>. Psychotherapie muß sich nicht, wie es manchmal zu suggerieren versucht wird, auf die Gabe von Medikamenten beschränken, ganz im Gegenteil. Sie kann sie überflüssig machen. Es genügt ja auch nicht, traumatische Verstörungen medikamentös ruhig zu stellen; Menschen mit Traumata brauchen andere Hilfen, in deren Zentrum Verstehen, Annahme und Neuorientierung stehen – alles Leistungen, die ohne gekonnte Interaktion nicht gelingen.

Zusammen mit anderen großtheoretischen Entwicklungen wie den Konstruktivismen, Systemtheorien und Subjektivitätstheorien trägt die Psychoanalyse zu einem neuen Bild des Menschen bei, das um Interaktion zentriert ist. Medizin ist dabei wichtiger Teil, aber nicht alles.

### ***Der Weg zur Interaktion beachtet auch die Metapher neu***

Die Geschichte der Psychoanalyse könnte man beschreiben als Lösung aus den engen Grenzen eines methodischen und konzeptuellen Individualismus. In einer ersten Etappe hatte die Psychoanalyse ihren Schwerpunkt beim „Trieb“, wechselt in den 40er und 50er Jahren dann zum „Ich“ und kann dessen Verhältnis zur Welt im wesentlichen nur mit den Begriffen der „Außenwelt“, der „durchschnittlich zu erwartenden Umwelt“ und mit dem Begriff der Anpassung beschreiben. Aber selbst in Zeiten von Freuds hydraulischer Theoriesprache („Trieb-Entladung“, „Besetzungsabfuhr“) fanden sich immer schon ganz andere Anklänge, etwa wenn er forderte, der Analytiker habe sich mit seinem Unbewußten den Mitteilungen seines Patienten wie der Receiver des Telefons zuzuwenden. Hier wird eine intersubjektive bzw. relationale Dynamik in einer Metaphorik formuliert, die „quer“ zu allen Entwürfen der Theorie steht. Angenommen wird dabei, daß es menschliche Verbundenheit gibt jenseits der Sprache. Die Metaphorik der Telefon-Verbindung nimmt eine Dimension

---

<sup>5</sup> Siehe dazu das Heft 4 aus dem Jahr 2001 der Zeitschrift „Psychotherapie im Dialog“, das dem besonderen Thema der Depression gewidmet ist.

des unbewussten Austauschs aufmerksam in den Blick, deren Bedeutung erst viel später verstanden wird. Angedeutet wird schon bei Freud damit eine Möglichkeit des Zwischenmenschlichen, des intuitiven Verstehens, die nicht auf Sprache verzichtet, nicht nur vor-sprachlich ist, sondern noch etwas anderes aufnimmt, das aus einer primären menschlichen Verbundenheit stammt.

Mit dem Beginn der 70er Jahre taucht die Selbstpsychologie<sup>6</sup> auf und mit ihr eine besondere Möglichkeit, soziale Bezogenheit zu denken, nämlich die, daß andere Menschen psychische Funktionen in der Gestalt von „Selbstobjekten“ zur Verfügung stellen. Andere – das sind nicht nur getrennte Individuen außerhalb der individuellen psychischen Ökonomie, sondern sie spielen eine Rolle innerhalb dieser. Das Selbst, wie der neue Begriff heißt, dehnt sich weit über das Individuum hinaus aus – jeder, der einmal personal wichtigen Besitz, gute Freunde oder seine soziale Umwelt verlor, kennt diese Erfahrung. Auf der gleichen Linie liegen die neuartigen Konzeptualisierungen der in dieser Zeit entwickelten Familientherapie.

Allmählich schält sich auf dem Weg vom Trieb über das Ich zum Selbst ein Primat der sozialen Bezogenheit heraus, die Psychoanalyse wird als Beziehungsanalyse aufgefaßt. Diese Versuche sind theoretisch ambitioniert, aber empirisch schwach, auch manchen etwas zu moralisierend. Aber der amerikanische Psychoanalytiker Thomas Ogden spricht später von „I-ness“ und „me-ness“ als denjenigen Aspekten des Selbst-in-der-Bezogenheit, die auch schon der sozialwissenschaftliche Begründer des symbolischen Interaktionismus, G.H. Mead unterschieden hatte. Mindestens terminologisch wird hier ein Anschluß an die Sozialtheorie markiert, die sich ihrerseits in anderen Begrifflichkeiten an einer Neujustierung „alteuropäischer“ Unterscheidung orientiert und den Individualismus zu überwinden versucht, so schon mit Plessners Konzept der „exzentrischen Positionalität“ bis hin zu Luhmanns Systemtheorie.

Anspruchsvoll und empirisch fundiert werden in Deutschland die psychoanalytischen Arbeiten der Ulmer Gruppe um Thomä und Kächele, die ausdrücklich „dem Dialog auf die Spur“ kommen möchten. Diese Programmierung läuft parallel zu den wohl avanciertesten Versuchen der New Yorker Gruppe um Stephen Mitchell und Jessica Benjamin, ein relationales Paradigma für die Psychoanalyse verbindlich zu machen<sup>7</sup>. Zusammen mit theoretischen Anstrengungen, einen psychoanalytischen Begriff von Intersubjektivität zu

---

<sup>6</sup> Der deutsche Titel des ersten Buches von Kohut „Narzißmus“ bindet dessen neuartige Konzeption noch allzu sehr ans triebtheoretische Paradigma, während die englische Version von 1971 von „psychology of the self“ sprach. Siehe Kohut H (1973) Narzißmus. Suhrkamp, Frankfurt

<sup>7</sup> Mitchell, S.A. und Lewis Aron (1999): „Relational Psychoanalysis. The Emergence of a Tradition“. The Analytic Press, Hillsdale, NJ/London

gewinnen, werden die Begrenzungen des theoretischen Individualismus gesprengt und soziale Bezogenheit als Primat gesetzt. Damit wird auch das, was in psychoanalytischen Behandlungen geschieht, empirischer Beobachtung (wenn auch freilich immer nur in der eingefrorenen Form von Transkripten) zugänglich – ebenso wie das, was in familientherapeutischen Sitzungen geschieht, oder in Mutter-Kind-Interaktionen, oder in Gruppen.

Thomas Kuhn hatte einst den Paradigmenwechsel dem Austausch der zentralen theoretischen Leitmetaphern gleichgesetzt. Dementsprechend zeigte Patricia Kitcher<sup>8</sup> in einer brillanten wissenschaftshistorischen Studie über „Freuds Dream“, daß Freud nur bis etwa 1906 an die neurowissenschaftliche Literatur anschlussfähig zu bleiben versuchte. Das mag ein Problem verfügbarer Lese-Zeit gewesen sein, stichhaltiger aber ist die Vermutung, daß Freud kulturwissenschaftliche Bezüge intensivierte, von denen der Ödipuskomplex nur der prominenteste ist. Der besondere Reiz liegt darin, daß Freud auf neue „Bildspender“ bei der Konstruktion seiner theoretischen Metaphern zurückgreifen konnte. Sie gingen weit über das hinaus, was eine damals bloß solipsistische Neurophysiologie zu liefern imstande war. Der Ödipuskomplex geht über den Solipsismus hinaus und erlaubt, Dreipersonenbeziehungen zu denken. Es ist interessant, daß umgekehrt heute in der Neurobiologie Forschungsergebnisse mit einer ähnlichen Tendenz diskutiert werden; therapeutisch hilfreiche Interaktionen haben nachweisbaren Einfluß auf Neurotransmitter und Neuromodulatoren im synaptischen Spalt. Freud lieferte sich schon früh über diesen Wechsel der theoretischen Bildspender methodisch Rechenschaft. In seiner Schrift über den Witz von 1905 stellte er fest, daß er die neurophysiologischen Begriffe wie psychische Energie, Abfuhr und Quantität lediglich benutze, um sich die „Tatsachen der Psychopathologie philosophisch zurechtzulegen“ und beschreibt dies als „Verbildlichung für das Unbekannte“ – das Unbekannte ist der „psychische Apparat“, eine seiner Metaphern für die Seele. Er spricht von „Wegen“ der psychischen Besetzungsvorgängen, die heutige Neurowissenschaft benutzt denselben Bildspender und spricht von Bahnung. Die individualistischen Begrenzungen dieser Verbildlichung sprengte Freud auf, als er den pool seiner theoretischen Bildspender erweiterte. Nicht der neue Name für denselben Bildspender (von „Wegen“ zu „Bahnen“), sondern erst die Auswechslung der Bildspender (bei Freud: von der Neurophysiologie zur Übertragung/Beziehung/Interaktion und zur Kultur) vollzieht den theoretischen Zugewinn.

---

<sup>8</sup> Kitcher P (1992) “Freud's Dream. A Complete Interdisciplinary Science of Mind”. MIT Press, Cambridge/London

Auf Interaktion, Übertragung, Kultur kann jetzt nicht mehr verzichtet werden. Die Überwindung der engen Grenzen des Solipsismus hat sich wohl am befreidendsten bemerkbar gemacht bei jenen Arbeiten, die eine individualisierende Theorie von Weiblichkeit dekonstruierten. Freuds Metapher vom „dunklen Kontinent“ gehört in den Kontext imperialer Bemächtigungen. Hier haben psychoanalytische Autorinnen nachhaltig zur Veränderung nicht nur der Theorie, sondern zu einem neuen „interaktiven“ Bild auch der Weiblichkeit beigetragen, die vom Mann definiert wird und ihn ihrerseits definiert.

Die Verschiebung des theoretischen Schwerpunkts vom Individualismus hin zu Interaktion ist somit verbunden mit neuen theoretischen Metaphern. Beim Schritt von der „Einpersonenpsychologie“ hin zur „Mehrpersonenpsychologie“ gelangt die Therapeutik selbst zur Wertschätzung der Metaphern, weil nur so der menschliche Bedarf nach Bedeutung gestillt werden kann. Die Metapher ist der bildende Kunstgriff einer Sprache, die ihre wörtliche Not kennt.

Die Psychoanalyse folgt hier einem Hauptstrom, denn die entsprechenden Entwicklungen lassen sich auch bei den wissenschaftlichen Nachbarn und in der empirischen Psychotherapieforschung beobachten.

### ***Interaktion - bei den Nachbarn der Psychoanalyse und mit ihnen***

Der amerikanische Philosoph Churchland sah die akademische Psychologie in einer Krise und belegte dies u.a. durch ein Gedankenexperiment. Man denke sich, so schlug er vor, nur einmal die gelehrte Psychologie weg – niemand würde ihr Fehlen bemerken. Er erblickte darin einen plausiblen Grund für deren Wertlosigkeit. Freilich übersah er, daß eben dieses Gedankenexperiment von dem einflussreichen Sozialpsychologen Fritz Heider<sup>9</sup> schon einmal durchgespielt worden war. Heider begann das gleiche Gedankenexperiment zunächst mit Technik und Physik, deren Fehlen wohl zur Folge hätte, daß wir in der Steinzeit landeten. Aber die Folgen eines Wegfalls der Psychologie fasst er ganz anders als Churchland auf. Es gäbe nämlich ein „Umgangswissen“, das er „common sense psychology“ nennt. Dessen Qualitäten sieht er – auch ohne akademische Psychologie – als herausragend an, denn es befähige uns, komplexe und schwierige Lagen zu bemeistern und sie lösbar zu *strukturieren*, wenn auch nicht immer zu *artikulieren*. Dies Umgangswissen, auch wenn es nicht artikuliert ist, hat seinen Platz in der kulturellen Welt. Hier wird vermutet, daß die kulturelle Welt der

---

<sup>9</sup> Heider F (1958) „The Psychology of Interpersonal Relations“. Wiley & Sons, New York/London/Sydney

Bedeutungen zwar semantisch formulierbar ist, aber präkonzeptuell strukturiert<sup>10</sup>. Die spannende Frage ist, wie sich „Kultur“ und „Körper“ eigentlich miteinander verbinden? Zwar ruht sprachliche Artikulation auf körperlichen und sinnlichen Erfahrungen auf, die in Interaktionen vermittelt sind und dieser Zusammenhang wird gleichermaßen gesehen in Sozialpsychologie oder kognitiver Linguistik. Aber die Psychoanalyse kann hier einzigartige Verbindungslinien ziehen. Freud hatte 1923 noch programmatisch, formuliert, „Das Ich ist vor allem ein körperliches“.

Wenn die körperliche Funktionsweise sozusagen Vorbild psychischer Funktion ist, muß angegeben werden können, *wie* man sich das eigentlich vorstellen kann – hier macht nun die kognitive Linguistik<sup>11</sup> ihr Theorieangebot, das Leib-Seele-Problem in neuen Rahmungen zu diskutieren. Die sinnliche Erfahrung des Körpers vollzieht sich demnach gemäß abstrakten Schemata, die auch in den mentalen symbolischen Raum projiziert werden. So gibt es ein Container-Schema, das die Erfahrung organisiert, sich *in* einem Bett *in* einem Zimmer zu befinden. Aber es wird auch abstrakt verwandt, wenn wir etwa davon sprechen, jemanden *in* den Blick zu nehmen. Es findet sich in der deutschen Vorsilbe „ent-“, etwa, wenn wir davon sprechen, den Worten eines anderen etwas zu „ent-nehmen“; die Worte sind dann der Container der Bedeutung. Das Zentrum-Peripherie-Schema erlaubt uns, denselben Baum in seiner „Identität“ zu erkennen, auch wenn im Winter seine Blätter fallen oder seine Äste abgesägt werden – doch gibt es eine Grenze, deren Überschreitung als Gestaltzerfall erfahren wird. Dann empfinden wir den Baum als zerstört. Im abstrakten Raum sind es Theorien, deren Kern Bestand behält, auch wenn einige der peripheren Behauptungen der Theorie als widerlegt gelten; wird dieselbe imaginäre Grenze überschritten, muß die Theorie fallen gelassen werden. Hierher gehört auch die Angst kleiner Kinder, zum Friseur zu gehen – alternative Deutungen zur psychoanalytischen Kastrationsangst werden möglich, die der Chomsky-Schüler Lakoff auch an Träumen vorführt und dabei den Eindruck hinterlässt,

---

<sup>10</sup> Die New Yorker Psycholinguistin und Entwicklungspsychologin Katherine Nelson unternimmt einen äußerst interessanten Versuch, den Individualismus aufzuheben. Kultur ist nicht „umgebendes Milieu“ gegenüber einem „Gehirn“, sondern in der Interaktion zwischen beiden entwickelt sich über differenziert beschriebene und empirisch gut belegte Zwischenstufen ein „mediated mind“, der seine Funktionen im Prozeß der Evolution teilweise zu externalisieren lernt: Gedächtnis fungiert nicht nur im Gehirn, sondern meint die Fähigkeit, Speicher kulturellen Wissens (wie z.B. Bibliotheken) außerhalb der Person nutzen und sich so Tradition aneignen zu können. Auch die Fähigkeit zu denken, zu erzählen, „theoretische“ Kompetenz auszubilden, vollzieht sich immer mit anderen – Individualität ist (das nicht immer erreichbare) Ende einer langen und komplizierten Entwicklung, nie deren Anfang. Siehe Nelson, K. (1996) „Language in Cognitive Development. The Emergence of the Mediated Mind“. Cambridge University Press, Cambridge

<sup>11</sup> Siehe George Lakoff und Mark Johnson (1998): *Leben in Metaphern*, Heidelberg (Carl-Auer-Verlag) sowie diess., (1999) *Philosophy in the Flesh. The Embodied Mind and Its Challenge to Western Thought*. Basic Books, New York. Verbindungen von hier zu Merleau-Ponty, der sich in damals einzigartiger Weise der stillen Begegnung zwischen dem Körper und der Vorsprachlichkeit der Welterfahrung zuwandte, wären noch auszuarbeiten.



zutiefst psychoanalytisch inspiriert zu sein (was er natürlich bestreitet)<sup>12</sup>. Seine Analysen auch weiterer Schemata sind linguistisch überaus präzise und handwerklich gemeistert; ich kann hier nur andeuten, auf welchem Weg er Chomsky überwindet, indem er die Imagination ebenso wie die Erfahrung des Körpers in der Bedeutungstheorie massiv rehabilitiert<sup>13</sup> und deshalb en passant auch von einer „imaginativen Linguistik“ spricht. Zwar hatte Chomsky uns von den Verwüstungen des Behaviorismus Skinner'scher Provenienz befreit, uns aber dafür in die Tiefen einer Grammatik geführt, deren Negativität darin bestand, daß sie den Sinn des Sprechens nicht mehr so recht klar machen konnte; hier geht Lakoff weiter und entdeckt in der Tiefe – die Psychologie. Er nennt das „Kognition“, aber das schließt bei ihm Imagination, Vorstellungskraft, Traum und Phantasie ein. Über dies Bindeglied rücken dann auch Psychoanalyse und cognitive science näher aneinander. Die Brücke erstreckt sich dann von den psychoanalytischen Tiefen (auch des Körpers) über Kognition und Imagination zur sozialen Welt der Interaktionen. Hier bahnen sich weitausgreifende Kooperationen an, die auszuarbeiten Aufgabe der nächsten Jahre werden wird.

Der common-sense-psychology, also dem, was Menschen über sich selbst denken, wie sie sich und Andere sehen, wie sie die Welt und ihre Erfahrung deuten, wendet sich nicht nur die Sozialpsychologie in ihrer Untersuchung sog. „naiver Theorien“ (etwa durch Uwe Laucken) nachhaltig zu, sondern auch die soziologische Professionsforschung. Hier bildet sich Aufmerksamkeit für das „Tun“ von Professionen als Berufe eines besonderen Typs wie Ärzte, Lehrer, Manager oder Pastoren. Die sozialwissenschaftliche Aufmerksamkeit für Professionen läßt das Interesse an berufsständischer Verfasstheit, an Kodifizierungen beruflicher Ausbildungen, der Entstehung eines Verbandswesens und der gesellschaftlichen Durchsetzung professionsspezifischer Sonderinteressen hinter sich und wendet sich dem zu, *wie* die Vertreter dieser Professionen tun, was sie tun. Das ist mehr, als nur Sachkompetenz auf Probleme anzuwenden, es erfordert Interaktionskompetenz. Prägnant formuliert der Soziologe Rudolf Stichweh die Leistung der Profession so: „Es geht offensichtlich immer um Probleme, die eine individuelle Person (oder: Organisation) betreffen, und zugleich ist dieser individualisierte Klient in Hinsichten betroffen und auf die Unterstützung durch Leistungsrollenträger angewiesen, die für seine Existenz oder für seinen Bestand relevant sein können, also nicht etwa alltägliche Probleme sind. Damit geht eine gewisse interaktive Dichte

---

<sup>12</sup> Daß es schon in der generativen Transformationsgrammatik Chomskys „mehr von Jung gab als es scheinen könnte“, gab, vermutet George Steiner (2001) „Grammatik der Schöpfung“, Hanser, München/Wien

<sup>13</sup> An anderer Stelle habe ich dies ausführlicher für deutschsprachige Leser dargestellt. Siehe mein Buch (1996) „Metaphern der Kur“. Westdeutscher Verlag, Opladen. Coleridges Unterscheidung zwischen „fancy“ (Einbildungskraft) und „imagination“ (Bildungskraft) wird von Lakoff nicht tangiert; sein Begriff trennt zwischen Imagination und Repräsentation.

und Intimität des Kontakts einher, was in den betreffenden Funktionssystemen zur Folge hat, daß die *Interaktionsebene* (als Prominenz von Professionellen/Klienten-Interaktionen) eine besondere Ausprägung erfährt.“<sup>14</sup> (Seine Kursivierung). Die besondere Leistung der professionellen Interaktion ist sogar im Gutachten 2000/2001 des Sachverständigenrates für die Konzertierte Aktion im Gesundheitswesen anerkannt worden. Dort heißt es:

"Angesichts der in vielen Studien belegten und erfahrungsgestützten Beobachtung, daß Deutungen, Erwartungen, Wunsch- und Zielvorstellungen des Patienten sowie weitere psychosoziale Faktoren im Informations- und Deutungs-austausch zwischen Patient und Arzt den Krankheitsverlauf maßgeblich mitsteuern, ist eine stärkere Beachtung der personalen Interaktion als Qualitätskriterium ärztlicher Interventionen erforderlich."

Selbstverständlich also ist wissenschaftliches Wissen unverzichtbar, aber hier wird betont, daß auf der Basis des wissenschaftlichen Wissens anderes noch dazu kommt. Die spezifische Leistung des Professionellen besteht im klientenorientierten Zuschnitt seiner Kompetenzen; es geht nicht nur um „Wissen“, sondern um „Können“ und deshalb findet sich auch hier die Akzentuierung der Interaktionsebene. Aufregend ist m.E., daß Stichweh keineswegs psychotherapeutische Professionen im Blick hat, aber was er formuliert, gilt doch gewiß auch für diese. Die besonderen Probleme einer solchen Profession werden mit der Akzentuierung „gekonnter“ Interaktion auf neue Weise beschreibbar. Intimisierung und Individualisierung der professionellen Leistung erzwingen einen diffusen und zugleich spezifischen Stil in der Interaktion. In familiären Zusammenhängen kann „diffus“ interagiert werden, also nicht allein auf spezifische Rollenmerkmale zugeschnitten. In spezifischen, rollenförmigen Sozialbeziehungen hingegen kann keineswegs alles zum Thema gemacht werden, hier bedürfen Themen, die „aus der Rolle fallen“, gesonderter Rechtfertigungen. Man kann den neuen Kollegen nicht einfach nach seiner Freundin fragen. Nur die gekonnte Balance zwischen der spezifischen, rollengebundenen professionellen Interaktion und der Notwendigkeit zu diffuser Intimisierung und Individualisierung macht es möglich, daß innerhalb eines analytischen Erstgesprächs zwei einander wildfremde Menschen über sexuelle Praktiken zu sprechen beginnen, ohne daß dies vulgär würde. Diese Balance kann als zentrales Moment professionellen Könnens angesehen werden.

Man kann auf diesem Hintergrund psychoanalytische Theorie als jenes Mittel lesen, daß zu dieser besonderen Leistung befähigt. Die Bemerkungen Freuds über Behandlungstechnik lassen sich als Beitrag zur Stabilisierung professioneller Kompetenz angesichts höchst widersprüchlicher Interaktionsanforderung auffassen; etwa wenn er von der

---

<sup>14</sup> Stichweh R (1996) „Professionen in einer funktional differenzierten Gesellschaft“. In: Combe A, Helsper W (Hrsg) „Pädagogische Professionalität. Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns“. Suhrkamp, Frankfurt

„Montagskruste“ sprach, die seine Patienten in der ersten Stunde der Woche zeigten. Er findet eine anschauliche Metapher, die ihn zu einer kreativen Problemlösung bei Aufrechterhaltung des Kontakts unter besonderen Interaktionsanforderungen befähigt. Wenn ein Patient heute dankbar aus der Stunde geht, morgen aber aggressiv wütend erscheint, kann der Kliniker das als „Spaltung“ auffassen und mit dieser theoretischen Metapher hilfreich weitermachen, ohne dem Patienten mit Vorwürfen oder den in solchen Fällen üblichen Registern „normalen“ Interaktionsverhaltens begegnen zu müssen. Die Metaphern der Theorie bergen, so verstanden, weniger repräsentationalen Wahrheitsgehalt als vielmehr unverzichtbare Orientierung bei der Ausübung schwieriger professioneller Leistungen. Das konnte man erst zu sehen beginnen, als sich eine neue Wertschätzung der Metapher, ja sogar von deren „Rationalität“ etablieren konnte. Die Metapher ist nicht mehr bloßes „Ornament“, sondern kann, wie der Philosoph Hans Blumenberg einmal formulierte, nicht „in den Logos eingeholt“ werden. Das schließt freilich ihre Analyse - eine im Grunde hermeneutische Operation - nicht aus, sondern ein. Doch die Analyse der Metapher beseitigt die Metapher nicht. Die Alternative zur Metapher ist damit nicht die „eigentliche“, die „wahrheitsfähige“ Theorie, sondern die alternative Metapher<sup>15</sup>.

Das verändert die Stellung der Theorie – ihr Wert entscheidet sich dann nicht mehr ausschließlich an ihrer objektiven Wahrheit, denn was „objektiv“ ist, erscheint im Feld der Humanwissenschaften fraglicher denn je – wie könnte man auch sagen, ob jemand „wirklich“ von seinen Gefühlen „überschwemmt“, von einer Angstattecke bedroht wird oder im „schwarzen Loch“ (der Depression) versinkt. Das alles sind ebenso Metaphern wie die „Tiefe“ der Psychoanalyse oder die „Höhen“ des Denkens; es sind Metaphern wie die „Ebenen“ einer Theorie oder das Feuer einer Leidenschaft. Hier von Metaphern zu sprechen entwertet nichts; vielmehr setzt sich die weitreichende Auffassung durch, daß keine Theorie ohne Grundmetaphorik auskommt und die etwas engere Auffassung ist gewiß haltbar, daß über seelische Erfahrung überhaupt nicht anders denn in Metaphern gesprochen werden kann. Die Analyse der Metapher muß hinzu kommen und kann dann etwa erschließen, daß eine „Attacke“ durch die Angst sowohl das Bedrohtheitsgefühl artikuliert als auch einen als aggressiv erlebten Angriff – die Metapher enthält, wie Lakoff sagt, ein „Szenario“. Hier taucht plötzlich, in einem der Psychoanalyse so fern stehenden Feld, ein Begriff auf, den der Psychoanalytiker Alfred Lorenzer in den 70er Jahren als zentral für die psychoanalytische Verstehensoperation ausgewiesen hatte: die unbewußte Szene.

---

<sup>15</sup> Kenntnisreich und überzeugend Bernhard Debatin (1995) „Die Rationalität der Metapher“, de Gruyter, Berlin/New York

Die professionelle Frage lautet nun, welche Erfahrungen wollen sich in den Metaphern der Theorie artikulieren und können es doch nie vollständig? Wie also kann das Sagbare erweitert werden? Und dann greift man auf neue Bestände zu, um diese Erfahrung erneut und erneut zu wiederholen, bis man versteht, daß es etwas Nicht-Sagbares gibt, etwas, worauf die Theorie nur anspielen kann, das sie anderen zuspiziert in der Hoffnung, daß die Erfahrung bei jenen anderen erneuert wird. Aber das kann nicht determiniert werden. Es versteht, wer versteht – aber jeder auf die ihm eigene Weise. Die Metaphern der psychoanalytischen Theorie können dann analysiert werden; ein Gedanke, der bis zu einer „Psychoanalyse der Psychoanalyse“ voran getrieben wurde. Die Vielfalt der Theoriesprachen erscheint dann im wissenschaftlichen Feld als babylonische Sprachverwirrung; im professionellen Feld ist die beständig mitlaufende Analyse der eigenen Metaphern hingegen Arbeitsvoraussetzung. Das professionelle Pfingsten ist die Antwort auf Babylon.

Die Forschung zur Profession von Lehrern oder Managern, Ärzten oder Supervisoren findet heraus: Professionelle denken genau so beim (Be-)Handeln. Sie wenden nicht eine fertige Theorie an, sie machen keine Experimente, sie testen keine Hypothesen. Sie denken weit bildhafter, assoziativer, verschlungener, als man annehmen würde; sie „schwimmen mit der Situation mit“ und eine ihrer entscheidenden Leistungen scheint darin zu bestehen, daß sie in einem langwierigen interaktiven Prozeß v.a. herausfinden, wie eine kaum formulierbar scheinende schwierige Lage in ein lösbares Problem erst einmal *umgewandelt* wird. Ein neuer Aspekt des Denkens kann hilfreich in die Psychoanalyse eingebaut werden. Es ist dann nicht nur „Probehandeln“ (Freud), sondern in einem weiteren Aspekt Transformation. Weil Sprachbilder manchmal, wie Professionelle wissen, dem Begriff voraus sind, brauchen sie den Mut zur Vermutung. Professionelle können gerade nicht nur als Wissenschaftler arbeiten, aber sie arbeiten auf der Grundlage der Wissenschaft: in intimisierter Interaktion ohne jedoch in einem grenzverletzenden Sinne „intim“ zu werden, im besonderen, einmaligen Zuschnitt für ihren Klienten, einem professionstypischen Ethos verpflichtet, das in der Psychoanalyse im Begriff des Arbeitsbündnisses mit anklingt.

Zwanglos wird so ein Befund der Psychotherapieforschung erklärbar. Es gibt Patienten, die zur Psychotherapie nicht motiviert, sondern geschickt sind. Dazu gehören Herzinfarktpatienten, Alkoholiker, aber auch Mütter von schulschwierigen Kindern. Diese Patienten sind Problembesitzer, aber sie haben keine Problemaakzeptanz. Der Einsatz spezifischer Techniken, der eine rasche Änderung herbeiführen soll, stößt bei diesen Patienten auf einen Reaktanzwiderstand. Sie wehren sich dagegen, sich fremdbestimmt

ändern zu sollen – ihr personales Ethos der Autonomiewahrung wird verletzt. Wird in der Behandlung geduldig darauf verzichtet, ihnen mit „Techniken“ etwas „beibiegen“ zu wollen, dann können sie den Schritt von der „pre-contemplation“-Stufe zur „contemplation“ tun und ihr Problem oder Thema auf eine neue Weise beschreiben. Die Umwandlung in ein lösbares Problem geht mit der Verwandlung des Problembesitzers in einen Problemakzeptierer einher und in diesem personalen Moment besteht das Intimisierte professioneller Interaktion. Diese Umwandlung führt in erlebbare Tiefe, aber sie braucht als unverzichtbare Ressource – Zeit. Verkürzt und rational-einseitig wäre es also, Psychotherapie *nur* als „Problemlösung“ zu beschreiben; professionelles Handeln und Behandeln ist weit mehr, nämlich *Umwandlung eines unlösbaren Problems in eine haltbare Lage*. „Problemsetting is problem solving“, schreibt Donald Schön<sup>16</sup> prägnant. Gut bestätigt ist deshalb in der Forschung, daß Psychotherapien, die ein „natürliches“ Ende finden – also nicht wegen Beendigung der Kostenübernahme durch Dritte wie Krankenkassen erzwungenermaßen beendet werden müssen – stabilere Ergebnisse in der Zeit haben, zufriedenerere Patienten hinterlassen und auf nahezu allen Meß-Skalen bessere Erfolge haben.

Die unanalytierte Metapher „Psychotherapie = Problemlösung“, legt scheinbar nahe, den Erfolg einer Psychotherapie in Verbindung mit der verabreichten „Dosis“, d.h. der Anzahl der Stunden zu bringen. Sie suggeriert auch, der Psychoanalytiker löse das Problem des Patienten oder habe gar solche Lösungen parat – wenn das so wäre, könnte man Patienten vielleicht empfehlen, Bücher zu lesen. Das schafft bestenfalls intellektuelle Befriedigung, ermöglicht jedoch nicht die besondere, eben umwandelnde Erfahrung, die in der analytischen Interaktion entsteht. Psychotherapie insgesamt *nur* als Problemlösung aufzufassen, bleibt deshalb ein rationalistisches Vorurteil.

Die analytische Beziehung wird von dieser Metapher *wie* eine Arzt-Patient-Beziehung konstruiert, die die Tendenz, Psychotherapie als Verabreichung oder Verschreibung therapeutischer Wort-Medikamente aufzufassen, irreführend unterstützt. Solche Metaphern können mächtige Wirkungen auf Beziehungsgestaltungen haben - und auf Theorien und Forschungsprogramme. Natürlich ist Psychotherapie *auch* Problemlösung, gelegentlich; aber manchmal ist sie auch Tröstung, oder „sitting at the bedside“, oder Beichte, oder Unterricht („Letzte Stunde sind wir stehen geblieben bei...“) und anderes mehr. Manchmal ist eine Deutung ein Angriff, oder Fütterung, oder Verführung, oder Vorwurf, manchmal auch ist ein „hm, hm“ eine Deutung. Sich mit den Metaphern in der Interaktion zu beschäftigen,

---

<sup>16</sup> Donald A. Schön (1983) „The Reflective Practitioner – How Professionals Think in Action“. Basic Books, New York

und ihre Funktionen zu verstehen, kann klinisch lohnend werden. Richtig ist gewiß, sich nicht auf *eine* festzulegen, um alternative Metaphern parat zu haben.

Erstes Kriterium der Bewertung einer Metapher ist, ob sie zur „Lage“ passt – oder nicht; zweites Kriterium ist, ob sie originell-kreativ oder klischeehaft-abgegriffen ist. Und ein Aspekt therapeutisch-professionellen Könnens besteht wohl darin, kreativ originelle Metaphern zu (er-)finden, die zur „Lage“ eines Patienten passen und diese so erhellen, daß „Umwandlung“ möglich wird. V.a. müssen Metaphern hinsichtlich ihrer stillen, aber wirkungsvoll normativen Wertungen, dann aber auch hinsichtlich der durch sie nahegelegten Handlungsmöglichkeiten bzw. Handlungsbegrenzungen analysiert werden. Wer eine wissenschaftliche Auseinandersetzung als „Krieg“ metaphorisiert („dem Gegner das Wasser abgraben“; „ihn zwingen, Positionen zu räumen“; „seine Theorie zu Fall bringen“), der kann ganz andere Sicht- und Handlungsmöglichkeiten gewinnen, wenn er sie auch als Tanz der Protagonisten sehen lernt. Die Umwandlung von „Krieg“ zu „Choreographie“ hat dann heilsame, auch ästhetische Wirkungen; sie strahlt so aus, daß von dieser (wie von jeder anderen neuen) Metapher aus die Begrenzungen der anderen „gesehen“ werden können. Und schließlich auch die der neuen.

### ***Die Metapher „artikuliert“ verbewusstes Wissen***

Wenn man sich an Freuds Formel von der „Verbildlichung für das Unbekannte“ erinnert, dann kann man sehen, daß die Metapher in der klinischen Interaktion selbst, nicht nur in der Forschung oder in der Theorie, Aufmerksamkeit beanspruchen darf. Nicht die *Produktion*, sondern die *Analyse* der Metapher avanciert damit zur Aufgabe von empirischer Forschung, theoretischer Analyse und professioneller Praxis – gleichermaßen! Ich will hier nun der Frage nachgehen, wie Metapher und Interaktion sich zueinander verhalten.

Ich greife dazu auf eine Bemerkung des Psychoanalytikers und Affektforschers Rainer Krause<sup>17</sup> aus seinen Studien über mimische Interaktionen bei Therapeut-Patient-Dyaden zurück. Krause stellte fest, daß Therapeuten, die sich in ihrer Gesichtsmimik vom Patienten „steuern“ lassen, also affektiv „mitgehen“, die den Affektausdruck des Patienten sozusagen nur „kopieren“, schlechtere Behandlungsergebnisse haben als jene, die im Affektausdruck differenzierter und teils auch konträr zum Patienten reagieren. Ihre Interaktion ist bestimmt von der älteren Metaphorik, wonach Therapeuten „spiegeln“. Hier ist die empirische Forschung klares Korrektiv. Hilfreicher ist nämlich, wenn Therapeuten eine Differenz

---

<sup>17</sup> Krause R (1992) Die Zweierbeziehung als Grundlage der psychoanalytischen Therapie. Psyche 46: 588-612

aufbauen, nicht selbst „Traurigkeit zeigen“, wenn der Patient traurig ist, sondern neutral bleiben oder sogar verborgene Aspekte des gezeigten Gefühls ansprechen. Die Prognose über den Erfolg, sofort nach dem videografierten Erstinterview getroffen, zeigt sich interessanterweise an einem unerwarteten Ort: auf dem Gesicht des Therapeuten! „Das heißt, unsere Therapeuten haben ganz unabhängig von ihrer theoretischen Orientierung bereits in der 1. Stunde ein *vorbewusstes Wissen* über das Misslingen, das sich unbewußt daran aufhängt, inwiefern sie selbst in der 1. Stunde einen einzigen mimischen Affekt haben“, formuliert Krause.

Dieser bemerkenswerte Befund ist konsistent mit einigen anderen. Mehr als ein „repräsentationales“ Wissen über den Patienten aus Anamnese und Kenntnis der Lebensgeschichte scheint in der Interaktion eine mimetische Dimension im Spiel zu sein, eine vorgreifende Teilhabe, eine affektive Angleichung, die sich an der Mimik dokumentieren läßt. Repräsentation wäre der „trennende“ Aspekt, Mimesis akzentuiert die affektive, teilhabende Verbundenheit. Das läßt sich weiter empirisch bestätigen. Wenn man erfahrenen Klinikern videografierte therapeutische Gespräche in kleinen „Portionen“ von je etwa einer Minute Dauer zeigt, formulieren sie meist schon nach 3 Minuten ihre abschließende Diagnose, die durch weitere Informationen aus einem insgesamt einstündigen Gespräch nicht mehr sehr viel geändert wird, aber meist zutreffend ist. Was sich da abspielt, ist eine sich sehr rasche mimische Synchronisation, die dann kognitiv repräsentiert wird, z.B. in Freuds Gleichnis vom Telefonreceiver. Das außerordentlich flüchtige interaktive Geschehen verdichtet sich zu einem vorbewussten Wissen aus einer mimetischen Verbundenheit; im Fall der mimischen Synchronisation kann man wahrscheinlich sogar von einer präkonzeptuellen Repräsentanz sprechen. Präkonzeptuell heißt: es ist für Dritte auf der Video-Aufzeichnung sichtbar, nicht aber für den Beteiligten. Es wird hier etwas gewusst und beobachtbar dargestellt, was noch nicht „artikuliert“ werden könnte. Hier wird nicht kategorial kogniziert, sondern mimetisch. Man weiß etwas um den Anderen, was dieser noch nicht und der man selbst auch nicht weiß. In der Soziologie hatte dies schon Georg Simmel erstaunt. Dies Wissen ist nicht repräsentational, sondern „es geht mit“. Christopher Bollas, der Professor für Literaturwissenschaften in den USA war und in London als Psychoanalytiker lebt, hat dafür den Ausdruck „unthought known“ geprägt. Es scheint ein Wissen über den Anderen, ein interaktives Wissen also, zu geben, das noch nicht „gedacht“, das präkonzeptuell ist und dennoch empirischer Forschung *und* klinischer Beobachtung zugänglich. Repräsentation setzt Individualisierung, Trennung zwischen Personen, voraus; hier geht es um eine mimetische Verbundenheit, die Interaktion möglich macht und der Getrenntheit vorangeht.

Mimetisches Wissen äußert sich teils auch in den Metaphern der Sprache. Es ist beobachtbar, nicht unbedingt jedoch konzeptualisiert; es ist „ungedacht“ und nicht mit Aufmerksamkeit besetzt. Ein Beispiel:

Wir haben die Teambesprechungen eines stationären Behandlungs-Teams untersucht, das freundlicherweise gestattete, seine Besprechungen über eine stationär aufgenommene Psychotherapie-Patientin während mehrerer Wochen zu untersuchen; so erhielten wir ein einmaliges Material über den „Bildaufbau“<sup>18</sup>. In seinem Eröffnungsstatement zeigt der Falldarsteller, wie er sich mit einer Metapher ein Bild von der Interaktion mit einer Patientin machte:

M2: Ja, also, Frau N. is (räuspert sich) zum Pflegepersonal relativ - mmh - zurück... zurück hält die sich - gleichzeitig, wenn se was will, dann sagt sie das relativ bestimmt, so, eigentlich kann man sagen, so - dann weiß se, was se will, dann kommt se 'rein - zumindest verhält se sich so bei mir. Ich hab bis jetzt einmal richtig eigentlich Kontakt gehabt - vorige Woche - ehh - wo sie mir erzählt hat, dat ihre, daß ihre - mmh - Tochter wohl irgendwie Alten-Schwester, Altenkrankenschwester (unverst.), wollte mir dann verkaufen halt, daß es ganz toll ist und ich hab dann gesagt, ich hab da auch 3 Jahre in der Geronto gearbeitet und ich fand's eigentlich nicht so toll, naja, es ging dann so weit, daß wir (uns) dann irgendwie unterhalten haben und sie meinte so zu mir - das war wirklich 'n naives Gespräch - aber ja, die verdien' ja sowieso mehr Geld als Krankenpfleger, - schwestern.

Man beachte, wie der Falldarsteller das interaktive Ereignis durch die Metapher vom „verkaufen“ umwandelt. Mit dieser Metaphorik gibt er erkennbar seinem Beziehungsgefühl Ausdruck, von der Patientin in einer ihm noch nicht transparenten Weise „betrogen“ worden zu sein; er artikuliert – wie die Therapeuten bei Krause – ein vorbewusstes Wissen, das sich übrigens später bestätigte; die Patientin war eine Steuer-Betrügerin. Die Metapher ist soziales Sinnesorgan; sie formuliert ein interaktives Ereignis in ein mitteilbares Erlebnis um. Aber sie kann sich ihres Wissens nie sicher sein, sie braucht die Stütze der Analyse.

Das vorbewusste interaktive Wissen, das die Mimik im Gesicht, die Sprache an den Metaphern artikuliert, ist nun ein Wissen, von dem sein Besitzer nicht sagen kann, er wüsste, daß er das weiß. Es bedarf der Bestätigung aus anderen Quellen, kann aber geschult und verfeinert werden und ist in therapeutischen Sitzungen unverzichtbar. Die Psychoanalyse hat dafür seit Freud die Formel gebildet, daß der Träumer wisse, was sein Traum bedeute, daß er aber nicht wisse, daß er das weiß. Die kognitive Linguistik hat diese These systematisch ausgearbeitet. Danach gilt, von einer höchst einflussreichen Richtung formuliert, „Thought is mostly unconscious“ – so der wuchtige Einleitungssatz des schon erwähnten Buches („Philosophy in the Flesh“) von Lakoff und Johnson. Diese Theorie untersucht, wie

---

<sup>18</sup> Buchholz MB, Grabhorn R, Hartkamp N, von Kleist C, Metzger H-G, Overbeck A, Stirn A (2000) Illegitimate Deals - ein Teamprozeß unter der Lupe. Psychother. Soz. 2, 34-61



menschliche Erfahrung gemäß detailliert beschriebenen körperlich-sinnlichen Schemata organisiert wird; und diese Schemata lassen sich wie angedeutet auch in der Sprache auffinden. Der für die Psychoanalyse entscheidende Aspekt ist, daß Imagination in sprachlicher Konversation mächtig aufgewertet wird. Auch in der psychotherapeutischen Prozessforschung bereiten sich vergleichbare Wendungen vor. Gründe für eine grundlegende Neuorientierung werden unverblümt genannt. Marvin Goldfried, Vorsitzender der internationalen „Society of Psychotherapy Research“, meinte in seiner „presidential adress“ zum Jahrtausendbeginn, große Teile der Forschung in der Psychotherapie sei „infant science“. Man muß die Berücksichtigung von Interaktion und Kontext fordern. Psychotherapie insgesamt könnte damit aus der Medizin emanzipiert und als soziales Unternehmen neu identifiziert werden. Das schließt ihre medizinische Anwendung nicht aus, läßt aber immer mehr erkennen, daß die enge medizinische Idee, spezielle Behandlungen für spezifische Störungen zu finden, sich wohl nicht erfüllen läßt<sup>19</sup>. Psychotherapie lebt von ihren Nebenwirkungen, vom zwanglosen Zwang zu verhandeln, sich zu einigen, Konflikte zu ertragen, bevor sie gelöst werden können, von der Feinheit der interaktiven Wahrnehmung und deren Schulung; sie ist eine Lebensschule auf hohem Niveau.

Um die dabei sich vollziehenden Interaktion mikroanalytisch zu studieren, fordern andere den Verzicht auf statistische Gruppen-Designs und eine Rückkehr zur Einzelfallstudie – nur so könne man herausfinden, was den therapeutischen Prozeß ausmache. Die Medizin-Metapher in der Psychotherapie wird mittlerweile außerordentlich kritisch gesehen, wie kritisch formuliert der renommierte Forscher William Henry<sup>20</sup>, Autor großer Studien in den USA, mit den Worten:

„If I had given this talk several years ago, I might have said that my greatest fear was that psychotherapy research would have *no* effect on clinical training. Today, my greatest fear is that it *will* - that psychotherapy research might actually have a profoundly *negative* effect on future training.“ (S. 126, Kursivierungen i.O.).

In dieser Formulierung wird die Auffassung erkennbar, daß eine bestimmte Art von Forschung – die den Therapeuten anleiten will, ein bestimmtes „Verhalten“ bei bestimmten Störungen zu „zeigen“ - sogar schaden kann! In der Profession hingegen sei ein Wissen und Können vorhanden, das (im Sinne von Heider) noch *unartikuliert* ist. Es dürfe nicht voreilig vom vermeintlich sicheren Forschungs-Wissen übersteuert werden. Es ist im Sinne von

---

<sup>19</sup> Diese Auffassung ist in jüngster Zeit in einem brillanten, sämtliche international verfügbaren Meta-Analysen berücksichtigenden empirischen Überblick formuliert worden. Siehe B.E. Wampold (2001): „The Great Psychotherapy Debate. Models, Methods and Findings“. Lawrence Erlbaum Publishers, Mahwah, NJ/London

<sup>20</sup> Henry WP (1998) Science, Politics and the Politics of Science: The Use and Misuse of Empirically Validated Treatment Research. Psychotherapy Research 8: 126-140

Krause „vorbewusst“, und darf wohl als „flüchtig“, vielleicht auch als „empfindlich“ bezeichnet werden. Kurz, andernorts wird empirischer Forschung in der Psychotherapie keineswegs ein derart unanfechtbarer Rang zugewiesen wie bei uns; das Problembewusstsein einer Forschung, die bislang „Interaktion“ ignorierte, ist durchaus gewachsen. Das wird Folgen auch in der berufspolitischen Einschätzung der verschiedenen therapeutischen Schulen haben.

Das interaktive Können der Profession kann einen gleichrangigen Platz neben dem repräsentationalen Wissen der Wissenschaft beanspruchen; sie ist keine Besserwissenschaft, ihr Wissen ist einfach anders. Dabei kann in voller Übereinstimmung mit dem „state of the art“ vieler hier skizzierter Wissenszweige berücksichtigt werden, daß Forschung und Profession unterschiedliche Sozialsysteme sind und es deshalb keine Überlegenheitsansprüche geben kann.

### **Synchronisierungen**

Wenn man Interaktions- und Professionstheorie, die Wahrnehmung des impliziten Wissens, die Erfahrung der Psychoanalyse sowie die kognitiv-linguistische Metapherntheorie zusammennimmt, hat man ein mächtiges Theorieangebot für ein neues anthropologisches Verständnis des Menschen in sozialer Bezogenheit. Die relationalen Wendungen innerhalb der Psychoanalyse und die hier beheimateten Überlegungen zum impliziten Wissen, zum „ungedachten Bekannten“, werden der empirischen Psychotherapieforschung interessante Anregungen geben, uns aber den Weg über den trennenden Individualismus hinaus zeigen. Man kann hinzufügen, daß empirische Forschungen längst gezeigt haben, daß erfolgreiche Therapien mit einer Zunahme der Metaphorik verbunden sind. Das gibt einem das Gefühl, nicht ganz auf dem falschen Weg zu sein – zumal dann, wenn manches, was die Psychoanalyse vertrat, nun auch von anderen eingeholt wird. Dafür muß anderes über Bord; Verbesserung, teils sogar Wiederherstellung der Kooperation mit wissenschaftlichen Nachbarn statt einer Politik der Einigelung wird Aufgabe der nächsten Jahre sein.

Professionelle Praxis kann nicht als von vorneherein in einem strengen Sinne von Theorie *determiniert* angesehen werden, aber an die Praxis muß natürlich die Forderung gestellt bleiben, wissenschaftlich *basiert* zu sein. In der Praxis der Profession geschieht mehr, als das Theorie *angewendet* würde; eine solche Auffassung würde die Praxis um die unverzichtbaren Teile der Individualisierung, Intimisierung und der Kreativität in der Interaktion verkürzen. Theorie dient in der Psychoanalyse der Verfeinerung interaktiver Sensibilität. Sie ist innerhalb

der Profession nie mehr als eine Intuition, die gewissermaßen die Geduld verloren hat, wie George Steiner einmal für die humanities insgesamt formuliert hat. Mit der Untersuchung interaktiver Synchronisierungen der Metaphern könnte sich eine Chance für die Entwicklung einer neuartigen Theorie ergeben, einer Theorie, die sich überraschen lassen kann. Sie sorgt dafür, daß auch Patienten eine Chance gegen die Übermacht der Theorie bekommen; das allein schon wirkt heilsam. Aber es fordert die Kreativität des Therapeuten mehr als alles andere heraus, er muß sich in einer Welt, die von ihm immer mehr den Nachweis seiner Effizienz fordert, mit einer „negative capability“ (Keats) beweisen. Mit dem Hinweis darauf also, daß Nicht-Bescheid-Wissen Tugend werden kann, die dem Größenwahn der Machbarkeit diametral entgegengesetzt ist. Sie hatte einst den Namen der Demut, gilt heute nicht mehr viel – aber neuerdings könnte es sein, daß die Forschung sogar diese Tugenden rehabilitiert. Das wäre ein kleiner Sieg jener klinischen Weisheit, die in einer kulturellen Landschaft, in der die Psychoanalyse als hinterwäldlerisch und steinzeitlich abgeschrieben ist, nicht zu verachten wäre. Das Gegenteil ist richtig: Die Psychoanalyse wird älter – und lockerer.

### ***Kurzvita des Autors***

Michael B. Buchholz, Dipl.-Psych., Dr. phil., apl. Prof. am Fachbereich Sozialwissenschaften der Universität Göttingen, war Leiter der Forschungsabteilung im Krankenhaus für Psychotherapie „Tiefenbrunn“ und ist seit Ende 1999 in privater psychoanalytischer Praxis tätig. Zuletzt erschien: „Psychotherapie als Profession“, Psychosozial-Verlag, Giessen